

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 175.

Mittwoch, 8. Juli.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Hier, nimm Deinen Hut und Stab. Ich will, daß Du nun gehst.“

Fest hatte sie es gesagt. In ihren blauen Augen brannte ein großes, heiliges Licht.

Er sah sie noch einmal an. Tief und lange. Dann wandte er sich um und schritt festen Ganges aus der Tür. Steil steht Sibylle am Tisch.

Aber ihre Hände suchen keinen Halt und keine Stütze. Ihre Hände liegen ineinander wie zum Gebet.

Sie hat den Kopf gehoben und lauscht. Lauscht auf den Schritt des Einen, der klingend da draußen verhallt. Bis sie nichts mehr hört.

Nichts, — als nur den Sang der Drossel im Lindenbaum. Da bricht sie in die Knie.

Senkt tief den blonden Kopf und schlägt die Hände vor das Gesicht. Und weint. — Und weint. —

Am Seidenbenderhause tönt der Klopfer. Schwer und laut. Und dann schreitet Sibylle die Treppe heraus ins Wohnzimmer, wo Frau Elisabeth sitzt.

Sibylle hat ein Päcklein unter dem Arm, in ein dunkles Tuch geschlagen.

Sie legt es vor die Seidenbenderin auf den großen Tisch.

„Es ist noch Schmutz und Gold von mir, so die Ahne in Verwahrung hatte. Ich habe sie gebeten, daß ich es bringen darf für die Not der Stadt.“

Sie sagt nicht, was es sie für Kämpfe gekostet hat mit der alten, geizigen Battenbergerin. Daß sie selber ganz allein in stiller Nachtstunde die Erde von der Kiste geschaukelt und mit Mühe den schweren Deckel gehoben. Bis sie ihr Eigentum herausfand aus dem anderen, und alles wieder mit Erde bedecken konnte. Sie sagt es nicht, wie ihre Hände gezittert haben, weil sie immer meinte, es könnten Franzosen vorüberkommen und alles entdecken. Ohne Laterne hat sie gegraben, damit kein flackerndes Licht sie verrate.

O, wie war die Maiennacht so schön gewesen! Denn sind nicht tausend Stimmen wach in solchen Nächten? Wo der Rhein viel lauter singt als am Tage, wo ihn niemand hört über das Hasen und Lärmen der kleinen Menschenkinder.

Sibylle hat gar nicht gewußt, daß eine Maiennacht so wundersam sein kann! Als sie ihre Arbeit beendet, hat sie sich still auf das Bänklein unter die Eiche gesetzt. Und hat die Hände im Schoß gefaltet und hinauf gesehen in den großen, funkelnden Sternenhimmel. Und hat Frieden gesucht für ihr armes, zerrissenes und beladenes Herz.

Es ist eine Not in ihr, und sie weiß sich nicht zu helfen. Weil ihre Liebe nicht jubelnd dahingehen darf über die blühende Erde.

Weil Sünde ist, was andere frei und herrlich tragen dürfen wie eine goldene Krone. Weil Diebstahl ist, was andere täglich greifen dürfen mit liebender Hand. Ach, ist nicht Diebstahl ein jeder Gedanke an ihn? Die Frauen im Wormser Hause merken nichts von ihrer Seelennot. Nur stiller ist Sibylle geworden und ernster. Und sie hat keine Ruhe, wenn sie nicht schaffen kann von früh bis spät.

Nun steht sie vor der Seidenbenderin mit ihrem Päcklein in der Hand. Und es ist ein Verwundern in

Frau Elisabeth, wie schmal Sibylles Wangen geworden sind die letzte Zeit.

„Wolltet Euch sehen, Sibylle, Ihr sehet müde aus. Und soll ich Euch einen Imbiß holen?“

Sibylle schüttelt den Kopf. Sie nimmt das Spigentuch von den Schultern, denn der Maientag ist warm heute.

Es duftet nach jungen, grünen Birken und frisch gebackenem Kuchen. Denn Pfingsten ist vor der Tür. Und das Lachen der spielenden Kinder tönt von der Straße herauf.

Die Seidenbenderin fragt nach der Ahne, nach Muhme Dorothee. Still und ruhig steht Sibylle ihr Rede und Antwort. Und muß immer wieder hinübersehen zu Frau Elisabeth, die tiefgebeugt über ihre Näharbeit sitzt. Sie sieht recht krank aus die Frau. Und doch täuscht sie sich, oder ist jetzt etwas im Angesicht der Frau, das früher nicht da war? Ein wenig mehr Weichheit? Ein wenig mehr Güte? Oder glaubt man oft etwas zu sehen, weil man es so innig gerne sehen möchte?

Die Tür wird aufgerissen, und Bastel stürmt herein. Sein Atem fliegt, und seine Augen sind groß und weit wie vor Entsetzen. An Frau Elisabeth schmiegt er sich und streicht ihre Wange.

„Du bleibst doch immer bei uns, Mutter, geht?“

Sie hebt erstaunt den Kopf.

„Wie kommst Du darauf, Bastel? Warum denn sollt ich von Euch gehen?“ Und hastig berichtet der Knabe:

„Sie haben eben in der Gasse erzählt, daß dem Heino die Mutter gestorben sei diese Nacht. Und just dem Heino, Mutter, der schon keinen Vater mehr hat. Da kam mir in den Sinn, wenn Du nun auch fort wolltest gehen von uns. Das tust Du nimmer, Mutter?“ Und er legte beide Armchen um ihren Hals und preßt sich an sie.

„Aber der Vater darf auch nicht gehen, hörst Du? Wir brauchen Euch beide, das Schwesterlein und ich.“

Es war ein Zittern über Frau Elisabeth gekommen. Sie küßte das Kind auf die Stirn und seufzte tief den Kopf.

Und abermals wurde die Tür aufgerissen. So jäh, daß die beiden Frauen zusammenfahren vor Schreck. Denn sie hatten den Klopfer an der Haustür nicht gehört.

Doktor Melchior, Seidenbenders bester Freund, stand auf der Schwelle.

Er war blaß bis in die Lippen, und seine Stimme heiser. „Wo ist Johann Friedrich? Wir Herren vom Rat sollen unverzüglich hinüberkommen zum Bürgerhof, aber vollzählig der ganze Magistrat. Der neue Kriegs-Intendant Lafond hat es befohlen. Denn Wichtiges habe er uns mitzuteilen.“

Frau Elisabeth war aufgestanden. „Johann Friedrich wird drüben sein in seinem Arbeitszimmer. Soll ich ihn rufen?“

„Ich gehe selber, Seidenbenderin, — ich gehe selber!“ Und Melchior stürzte wieder aus der Tür.

Die beiden Frauen sahen sich an.

„O Gott, was das nur wieder zu bedeuten hat!“ stöhnte Frau Elisabeth und rang die Hände. „Der

Franzose hat nie etwas Gutes im Sinn, wenn er die Herren vom Rat zu sprechen wünscht. Und noch dazu an einem Sonntag heute.“

Sibylle war zur Seidenbenderin herübergegangen und legte den Arm um sie.

„Wir wollen es den Männern leicht machen, Frau Elisabeth, und ihnen helfen, ihre Last zu tragen. Last uns nicht jammern vor der Zeit, ehe wir wissen, was uns bevorsteht. Vielleicht ist alles nicht so schlimm, wie wir befürchten.“

In der Kaiserstube auf dem Bürgerhose zu Worms brennen alle Kerzen.

Es ist abends um 8 Uhr.

Todernste Männer kommen langsam herein, einer nach dem anderen. Es sind die Stadträte, die der Intendant hierher befohlen. Über dem purpurnen Thronstuhl funkelt der kaiserliche Doppeladler von der Wand. Deutschland, — wo bist Du, um uns beizustehen?

Still und ernst stehen die Männer von Worms um den Kriegsinstanten. Wie Gewitterschwüle liegt es über ihnen allen. Und ihre Augen hängen unverwandt an den Lippen des Franzosen, der da mit bleichem Angesichte vor ihnen steht, als wüßte er nicht recht, wie er seine Rede beginnen soll.

Er stammelt erst verworren und findet endlich klare und deutliche Worte.

Der König, sagte er, sei mit dem bisherigen Verhalten der Stadt sehr zufrieden. Und deshalb sei es ihm leid, daß er derselben Unglück zufügen müsse. Allein die raison de guerre mache es notwendig. Da sich deutsche Truppen dem Rhein näherten und der König seine Macht anderwärts zu verwenden gedente, so könne leicht dieser Platz seinen Feinden zu gute kommen, was sein Interesse nicht zulasse. Deshalb, — und jetzt hob der Intendant seine Stimme, — „deshalb muß die Stadt innerhalb drei Tagen von allen Menschen verlassen sein. Ich habe 500 Wagen bestellt, die die Habseligkeiten der Einwohner wegbringen können.“

Ein furchtbares Entsetzen packt die Männer von Worms, als sie das hören. Barmherziger Gott! Ist das namenlose Unheil, das sie Tag und Nacht gefürchtet, — ist das wirklich jetzt auch über ihre Stadt gekommen?

Seidenbenders Hände waren zu Fäusten geballt. Er hielt an sich. Doch seine Stimme war hart wie Stahl, als er losfuhr:

„Habt Ihr uns nicht die schönsten Versprechungen und Versicherungen gegeben, daß unsere Stadt verschont bleiben solle? Hat nicht der Dauphin selber mir gesagt, daß wir nichts zu befürchten hätten?“

Zorn steht auf Seidenbenders Stirn. Klingend scharf fallen seine Worte in die Totenstille des Saales.

Der Intendant zuckt die Achseln.

„Der König wünscht nur, daß der Magistrat und die Bürgerschaft sich und das Ihrige in Sicherheit bringen. Damit er, wenn die Feinde kommen, ungehindert tun kann, was er will. Man muß dies Unglück der unseligen Zeit zuschreiben, — nicht dem König.“

Der Franzose verbeugt sich.

Die Versammlung ist entlassen. —

Sie wissen es nicht, die Männer von Worms, wie sie nach Hause gekommen sind. Sie wissen es nicht, wie sie ihren Frauen beigebracht haben und wie sie die Nacht durchlebten. Denn Schlaf hat keiner gefunden, kein einziger.

Am andern Morgen, in aller Frühe, versammeln sie den ganzen Rat und die siebenzehn Zünfte, um ihnen das Schreckliche mitzuteilen. Und man beschließt in der letzten und höchsten Not, daß der gesamte, geheime Rat dem Intendanten noch einmal eine Aufwartung macht und ihm anbietet, um den Brand abzuwenden von der geliebten Stadt, daß man sich einer Plünderung unterwerfen wolle, wenn nur die Stadt verschont werde.

Als die Väter der Stadt mit Tränen dem Intendanten diesen Vorschlag machen, kann auch er sich der

Tränen nicht mehr erwehren. Und ebenso alle die umstehenden Offiziere.

Denn sind sie nicht alle Menschen? Viele, auch Familienväter, — Brüder, — Gatten?

Und es sind unter den Männern von Worms greise, zitternde Gestalten, die groß geworden sind unter dem Ruhm ihrer uralten Rheinstadt. Sie können es nicht fassen, daß sie in drei Tagen davon müssen, — ohne Heimat, — ohne Ziel, — ohne Schuld.

In drei Tagen!

Wohin? Wohin? In wildfremde, französische Ortschaften, von denen sie noch nie gehört?

Aber die Unglücklichen erhalten keinen anderen Bescheid, als den, daß des Königs Befehlen pünktlich nachgekommen werden muß. Und noch eines sagt den zitternden, harrenden, fiebernden Männern der französische Intendant.

„Verschont bleiben von dem Brande soll der bischöfliche Hof und der Dom. Als Asyl sollen sie dienen, und dahin können sie alle flüchten, frei und ohne Gefahr. Alle übrigen Kirchen und Klöster können nicht verschont werden. Man achte es für eine Gnade, daß der König der Stadt das Bevorstehende angekündigt hat und die Einwohner ungehindert davonziehen läßt!“

Fremde, totweiße Gesichter sind es, die aus dem Rathaus wieder auf die Straße treten. Sie tasten sich in ihre Häuser, denn nun müssen sie ja sorgen für die Ihrigen. Sorgen für die Frauen und kleinen, unmündigen Kinder, daß sie ein Dach über dem Kopf bekommen! Sorgen für ihr Hab und Gut, daß sie nicht betteln gehen müssen in der Fremde.

O, daß man bei Verstand bleibt! Daß man den Mut nicht verliert und den heiligen Glauben! Gott! Gott! Und Worms soll wahrhaftig brennen? Worms, — die uralte, heilige, deutsche Stadt? Die Heimat, in deren Erde die Asche der Väter und Ahnen ruht! Man kann es nicht ausdenken!

Man kann es einfach nicht fassen!

Und endlose Züge, beladen mit Hausrat jeglicher Art, strömen zum Dom. O, wie die herrliche Kirche angefüllt wird mit Möbeln, Betten, Geschirr! Wie der Domhof wimmelt von Menschen, die ihr bischen Eigentum reiten möchten vor dem furchtbaren Feuer. Sie keuchen aneinander vorüber, — mit Kostbarkeiten, — mit wertlosem Kram.

Denn hier im Domhof ist ja ein Asyl! Hier im Dom darf die Flamme nicht Einzug halten, — hier ist ein Freiplatz, — ein Rettungsort in all dem Unheil, das kommen wird.

Die heilige Kirche öffnet weit ihre Arme, um die Heimatlosen aufzunehmen in ihren Schoß. O, wirke uns, du heiliger Dom! O, wölbe deine uralten Mauern um deine zitternden Kinder, die nicht mehr aus noch ein wissen in ihrer Angst! Am Fenster seines Palastes steht der greise Bischof. Er hat die Hände gehoben zum Segen. Über seine faltigen Wangen rieseln die Tränen.

Alle Tore hat er öffnen lassen, — weit, — weit, — daß sie wenigstens bei ihm eine Zuflucht finden mögen bei der schauervollen Feuersbrunst, die alles verzehren soll.

Feuerspritzen, Eimer und Leitern bringen die Bürger der Stadt zum Bischof. Damit er löschen könne, wenn vielleicht der Brand doch seinen Hof und die Domkirche ergreifen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mittagsstille.

Verstummt ist plötzlich jede Grille,
Der Schwalbenflug hat sich gelegt,
Ein Baumstamm lehnt sich an die Stille,
Bis in die Zweige unbewegt.
Wo sich die Sonne stehend sammelt,
Zum goldnen Pelze wird das Gras,
Da rührt kein Laut sich mehr und stammelt,
Als schließe Pan selbst hinter Glas.

Gottfried Kölwel.

Ein Erlebnis auf der mandschurischen Eisenbahn.

Von Gustav Halm, Köln.

„Dies noch zum Abschluß meiner Reiseerzählung, und dann redet mir gefälligst von Deutschland! Ich will auf lange hinaus nichts mehr von diesem asiatischen Gegenfessel hören!“

Richard legte sich in seinen Schaukelstuhl zurück und begann: „Ich sagte schon, daß ich auf meiner Reise weit mehr Geld verbraucht hatte, als vorgesehen war. Ich sah mich schließlich gezwungen, mit einem bunten Schwarm chinesischer, japanischer und koreanischer, russischer und indischer Reisender zusammen in der dritten Klasse zu fahren. Das hatte ja auch sein Gutes: es gab eine Menge interessanter Dinge zu hören und zu sehen.“

Zum Glück hatte ich mein Feldbett bei mir; ich brauchte mich nicht auf meinem engen Eckplatz zwischen drei Gewimmel von Leibern zu pressen, um zu schlafen. Gegen Abend verließ ich auf irgendeiner Station mein Abteil und baute mir in dem halbleeren Nachwagen mein Bett auf. Mit dem russischen Zugbegleiter hatte ich mich durch einen wohlgeräumten „Händedruck“ darüber verständigt.

Das Quartier im Nachwagen war zwar auch nicht das angenehmste. Der Wagen hatte ein Wellblechdach, in dem das Geräusch des Fahrens einen donnernden Widerhall fand; es schüttelte und bebte über mir, und ich hatte, ehe ich einschliefe, und oft bis in den Traum hinein das Gefühl, als würde ich durch einen brausenden und heulenden Wasserfall gezogen. Aber ich hatte doch Luft und Raum, und an das Gebrüll des Wagens gewöhnte ich mich.

Wir hatten Chardin hinter uns und näherten uns Tschitschar. Um uns, in ewigem Kreisen, drehte sich das gelbe, rostrote, oder braune, ockerfarbene Steppenland. Oft hatten Funkenflug und Sonnenbrand schwarze, von Flugasche überschüttete Streifen und Bänder hineingefressen. Hier und da, mit Tausenden von Stämmen, Ästen und Luftwirbeln ineinander verknüpft, verfilzt, wie Korallenstämme eines Atolls, standen Wälder im Rahmen unserer Fenster; bleichgrüne Schlangenleiber, hingen Schlinggewächse; wie plätschende Blasen über Wasserpfützen trieben aufgesprungen, fremdartige Früchte über dem Blättermeer; feuchtwarm, wie aus Treibhausfenstern, hauchte es zu uns herein . . . Dann wieder Steppe, Steppe mit verdorrtem Gras . . .

Sehr zeitig, weil bis zum Abend kein Halten zu erwarten war, hatte ich mein Quartier bezogen. Ich hatte das Feldbett aufgeschlagen und sah nun mit baumelnden Beinen in der halboffenen Schiebetür, den Abend betrachtend. Sonne zitterte über dem Sand; es bligte in ihm, als seien Edelsteine hineingestreut. Immer spärlicher, nur noch in Inseln, wuchs hier das Steppengras. Als die Sonnenscheibe versunken war, wurde das Bild unendlich traurig und öd. Tief violett und blau, wie mit Tinte übergossen, lag die Ebene. Ob Berge, ob Wollenbänke sie am Horizont begrenzten, — wer mochte das sagen?

Eine ungeheure, trostlose Müdigkeit beschlich mich; still ging ich zu meinem Bette, nachdem ich die Tür zugezogen hatte, und legte mich nieder. Schon stürzte, gleich brausendem Katarakt, das Geheul des geschlossenen Wagens über mich hin. In immer gleichen, stoßenden Wellen umbrüllte es mich. Mein Hirn nahm sie auf, spann sie fort. Sie ebneten ab, waren nur Singen noch, nun das schöne, ewig gleichmäßige, goldene Wogen von Korn, — Blumen blühten auf, — ich schlief . . .

In den Traum schlug wieder das Brüllen hinein; mir war, als zögen langgehornte, schneeweiße Rinder durch die sandige Steppe. Mit rauh vorführenden Zungen tauchten sie spärliche Grasbüschel aus dem salzigen Sande. Bis über die Knie, bis über die Knie sanken sie ein. Schon fiel Sand auf ihre blanken, silbrigen Rücken; immer seltener wurde das Gras. Mit schwarz-samtigen, zum Tod traurigen Augen sahen sie um sich. Sie hoben die Köpfe, — Häuse und Klüften schwellen an, schwellen ab: Und wie Stöße aus Hörnern, aus Flossen, dröhnte das angsterfüllte Brüllen der im eigenen Lande zu Tode Verurteilten über die Steppe . . .

Ganz plötzlich war es zu Ende. Ich fühlte kühle, nächtliche Luft über meine Glieder streichen und hörte das Geheul des Wagens nicht mehr. Noch halb von meinem Traume umfassen, drehte ich das Gesicht und blinzelte um mich. Ich sah den Schimmer des Nachthimmels, silbergeränderte Wolken: Die Tür war offen! Gedanken überstauten sich; mitten hinein hatte ich, mehr wie ein Gefühl, das Empfinden einer fremden Gegenwart. Das erweckte mich. Ich lauschte gespannt. Durch Stoßen und Stolpern des Wagens hörte ich ein kieselndes, schurfendes Geräusch. Den Kopf dicht an das Bettgestell pressend, spähte ich scharf in den Waggon. Ich sah etwas, das wie ein prallgefüllter Sack, ein Ballen, am Boden lag. Es konnte ein Gepäckstück sein, doch hatte zuvor keines dort gelegen. Ja, als ich es eine Weile betrachtete, schien mir, es bewege sich. Mit allen Sinnen zu ihm hinhinlaufend, unterschied ich es für einen Menschen. Fast zugleich auch richtete ich dieser halb auf und froh, um sich tastend, auf mich zu. Erschreckend entfiel mir, daß ich keinerlei Waffe

besaß. Sollte der Eindringling es auf mich abgesehen haben, gab es nur eine Möglichkeit für mich: ihm zuvorzukommen! Leise, auf Fingerspitzen und Zehen, schob sich der Fremde an mich heran; ebenso leise befreite ich mich von der leichten Decke und lag federnd zum Sprung bereit. Als der andere bis fast an mein Bett gekommen war, schnellte ich mit elastischem Sprünge hoch und ließ mich mit der ganzen Schwere meines Körpers über ihn fallen, zugleich mit Armen und Fingern seinen Hals umgreifend, den ich angstvoll gespannt und schlagend in meinen Händen spürte. Unter mir der Körper zuckte, wand und dehnte sich, schlug wie ein Schlangenleib, aber kraftlos und matt, seine Arme stemmten sich zwar wider den Boden, doch erkannte ich, daß sie unbewaffnet und zu Angriff und Verteidigung nicht geschaffen seien.

Ich lockerte den Griff, der Fremde stöhnte, richtete sich halb auf, ich gab ihn frei, dann griff ich nach meiner Taschenlampe, die am Bette hing. In ihrem Strahl kniete er vor mir, zitternd, schlotternd vor Angst, ein Mensch, ein Chineser, in zerlumptem Anzug aus Sackelwand. Wie er da vor mir lag, von Schauer geschüttelt, mit dem Blick der Todesfurcht mein Gesicht abtastend, mußte ich meines Traumbildes denken, sah wieder den angestregten, todtraurigen Blick der verhungerten, verdurstenden Kühe in der Steppe . . . Und aller Born, der mich erfüllte, schwand. — Er redete mich an, chinesisch, dann russisch. Stammelnd zwar, aber man verstand ihn.

„Herr“, sagte er aufatmend, — „du bist kein Beamter? Du gehörst nicht zu dieser Bahn? Verzeih, daß ich deinen heiligen Schlaf störte. Ich wußte nicht, daß du hier warest. — Wo diese Bahn läuft, Herr, war ich ein Kaufmann. Ein reicher Kaufmann, Herr. Es ist Jahre her, viele Jahre. Ich hatte Kamele, Büffel. Sie trugen, was ich handelte, nach Korea, nach dem Reich an den Meeren, nach überallhin. Dann kamen die Russen. Sie bauten diesen eisernen Weg mit den rollenden Häusern. Sie nahmen mein Haus und mein Land. Sie schlugen mich als ich mich wehrte. Sie jagten meine Tiere in die Steppe, keins sah ich wieder. Ich ging zum Mandarin, ich klagte; er lachte mich aus; ich hatte keinen wohlthätigen, silbernen Gruß für ihn. Als die Bahn fertig war, die mich hätte reich machen können, war ich arm. In die Steppe grub ich die Gräber meiner Söhne; in der Steppe starb meine Frau. Die Russen haben mir alles genommen. Soll ich es mir nicht wiedernehmen? — Ich komme, wenn der Hunger in mir schreit, zu der Bahn; ich springe auf die Wagen und krieche hinein. Nicht ich allein, Herr; es gibt ihrer mehr, die so denken. Ich weiß wohl, daß sie mich einen Räuber heißen, die Satten, — und sie haben auch schon nach mir geschossen, Herr. Aber sind sie nicht Räuber gewesen, — und vor mir? — Ich werfe ein Gepäckstück hinaus, manchmal, und springe hinterher. Gewiß werde ich einmal hinunterstürzen, und die Bahn geht zum zweiten Male über mich weg. Die Götter wollen es.“

Er schwieg. Ich auch. Ich konnte nichts für ihn tun. Er dankte mir, daß ich nicht wider ihn war. Er sah zu mir auf, wie ein Hund. Rudelweise, als tue er etwas Unerlaubtes, Heimliches, schob er sich knieend der Tür zu. Ich tat, als sähe ich es nicht. Plötzlich sprang er auf, hinaus auf das Laufbrett, ich sah ihn, wie eine abgeschleifte Kugel, sich ins Leere werfen, — weg war er. Was aus ihm wurde, — wer kann das sagen?

Brüllend raste der Zug dahin. Schon dämmerte jetzt im Osten junges Licht. Bald würde Tag sein, und um uns drehte sich wieder die mandschurische Steppe, mandschurischer Urwald. Jenen einen, der aus dem Herzen Asiens zu mir emporgetaucht war, hatte Asien wieder verschlungen.

Ein Fremder, fuhr ich auf dieser fremden Bahn in fremdem Lande. War mir der, der eben erst zu mir gesprochen hatte, nicht näher, als all die mir so ferne Wesen?

Wenn es mir morgen wieder geschähe, — ich ließe ihn wieder laufen; und könnte nur hoffen und wünschen, daß er heil und unverletzt davongekommen wäre, wie ich es diesem, einem der berüchtigten „mandschurischen Räuber“, von ganzem Herzen wünschen will.

Mama packt aus . . .

Von Julius Kreis.

Lächerlich, was hat es dir jetzt genützt, daß du das teuere Parfum ausgerechnet in die Sommerfrische mitgenommen hast! Die Männer sind heute nicht mehr so . . . Dieses Crêpe-Kleid hast du kaum einen halben Tag angehabt, — die Männer, die heiraten, wollen heute Hausfrauen, oder wenigstens müssen Mädchen so aussehen . . . Du hast ihn abgeschreckt. Die Mädchen von heute sind ja so unklug. Sie zeigen den Männern zu viel. Dieser gewisse Nimbus, wie soll ich sagen . . . dieses gewisse Geheimnisvolle hat die Männer viel eher zum Heiraten . . . Weißt du, Elise, jetzt zähle ich schon 16 Paar Seidenstrümpfe von den ganz neuen . . . Das ist denn doch . . . Und alles umsonst! Der Assessor wäre doch wirklich eine Partie gewesen, so ein anständiger, junger, bescheidener, netter. . .

Aber du hattest ja nur Augen für diesen Windhund, für diesen sogenannten Opernsänger . . . sechs, sieben, — acht Paar Schuhe, Esse! — Was der schon ist! Sänger! Wo singt er denn! Wenn du glaubst, der heiratet. . . Und daß du den Rat so kalt behandelst! Diese Stellung! Wie? Ein alter Depp?! So mußt du reden, von Männern, die es ernst nehmen. Reizend war er zu mir. . . Da, diese blödsinnigen Bücher, auch umsonst mitgeschleppt! Glaubst du, die Männer legen heute darauf Wert, daß ein Mädchen immer faust liest und ja Zeug. Ein Mann wie der Rat in Klasse 23 mit Dienstwohnung. . . Witwer? Witwer hin, Witwer her! Wenn schon. Witwer tragen ihre zweiten Frauen auf den Händen! Was glaubst du, was man von Opernsängern erwarten kann! Ich kenne das Leben, Kind. . . Noch ein paar von den teuren Handschuhen! — Nein, laß mich zufrieden mit dieser dummen Liebe! Liebe! Das vergeht in ein paar Wochen. Warum soll man einen Mann in Klasse 23 nicht lieben können? — Den elektrischen Kocher hast du ruiniert. — Die Männer sind heute nicht so wohlfeil wie Brombeeren. Du bist nun auch schon vierundzwanzig. Hast du wenigstens den kleinen Lehmann eingeladen, daß er in der Stadt einmal zum Tee kommt? — So, der ist dir wohl auch wieder nicht recht! Zu langweilig! Natürlich, die Prinzen fallen nur so vom Himmel.

Lehmann hat eine prima Vertretung, mein Kind. Ihr könntet von den Speien allein leben. . . Und Müller? Der so schlecht sieht? — Der so lässig ist? — Für dich wird mal Douglas Fairbanks persönlich erscheinen, oder Harry Liedtke. Für Müller hätten's Wollstrümpfe auch getan. Aber nicht mal Müller. . . Weil du nichts im Kopf hast als diesen dämlichen Sänger. — So, steck die Tennisbälle noch herein. Wann hast du schon gespielt diesen Sommer? — Hier ist ja ein Rast. Hier verkehrt ja niemand, der ernstliche Absichten hat. Und die wenigen stößt du vor den Kopf. Im Winter hast du die ganze Konkurrenz. . . Hier bist du vorndran gewesen. Und der Rat hätte noch die schöne Dienstwohnung extra gehabt. Dir ist nicht zu helfen, Kind — wo hast du denn den weißen Schal und woher kommen denn diese blauen Flecke an deinem Arm.

Daß du nie an die Zukunft denkst, Kind!

Welt u. Wissen

Blinde können jedes Buch lesen! (Der druckende Bisagraph, eine neue großartige Erfindung.) Der Tag scheint nicht mehr fern, an dem blinde Personen in der Lage sein werden, alle Bücher zu lesen, statt ausschließlich auf die notwendigerweise beschränkte Zahl der Bücher angewiesen zu sein, die in der üblichen Blindenschrift gedruckt sind. Ermöglicht wird dieser Fortschritt durch die neue Erfindung des „Bisagraph“, einer Vorrichtung, die das gedruckte Buch in erhabener Schrift reproduziert. Der Erfinder des neuen Instruments ist Robert E. Raumburg aus Cambridge im Staat Massachusetts. In einer New Yorker Blindenzeitung schreibt der Erfinder über seinen Apparat: „Der druckende Bisagraph ist bestimmt — und das ist das Neuartige an ihm — von den Blinden selbst betätigt zu werden. Man stellt zu diesem Zweck das in gewöhnlicher Druck- oder Maschinenschrift hergestellte Buch auf ein Lesepult, nimmt die erforderlichen Einstellungen vor und liest dann ohne Hilfe einer anderen Person durch das Tastgefühl der Finger wie bei der üblichen Brailleschen Blindenschrift. Der Bisagraph bringt ein vergrößertes Reliefbild der Druckseite des Buches hervor, indem er eine Zeile nach der anderen erscheinen läßt. Die Prägung, die dabei auf einem dünnen Aluminiumstreifen eingedruckt wird, kann aufbewahrt oder austauscht werden. Die Aluminiumfolie gleicht dem Stanniol, wie es als Hülle von Zigarren und anderen Gegenständen verwandt wird. Die Höhe der aus Punkten und Strichen bestehenden Schriftzeichen des Bisagraph wie der Schnitt der Lettern zeigt in den Ausmaßen die der Brailleschrift. Der Bisagraph ist übrigens ein Kosmopolit. Er liest Worte der spanischen, französischen oder deutschen Sprache ebenso schnell wie die der englischen. In Größe und Gestalt gleicht dieser druckende Bisagraph dem flachen Schreibpult eines Büreaus. Wie Telephonie, Telegraphie und das Radio aus zwei Teilen, dem Sendende- und Empfangsapparat, bestehen, gliedert sich auch der Bisagraph in zwei Hauptteile. Die untere Hälfte des auf dem Aufsatz des Pultes stehenden Kastens enthält auf der Spitze das gedruckte Buch der Vorlage, das an einer beweglichen Seite geöffnet und durch das Lesepult gegen eine ebene Glasplatte gedrückt wird. Oberhalb des Buches befindet sich der „Leuchtturm“. Er enthält eine Lampe sowie

eine lichtempfindliche Selen- oder photoelektrische Zelle. Dieser Leuchtturm ist die Sendestation. In der rechten Hälfte des Kastens ist der „Drucker“ angebracht, der das, was das elektrische Auge des „Leuchtturms“ sieht, in erhabenen Schriftzeichen auf den Aluminiumstreifen einprägt. Dieser „Drucker“ ist die Empfangsstation. Der druckende Bisagraph ist der erste Apparat in der Welt, der von einem mit gewöhnlicher Druckerschwärze gedruckten Buch ein Reliefbild aufnimmt, das bestimmt ist, den des Gesichtsinns beraubten Menschen Genuß und Freude zu bereiten.“

Kopf und Herz.

Von Richard von Schaulat.

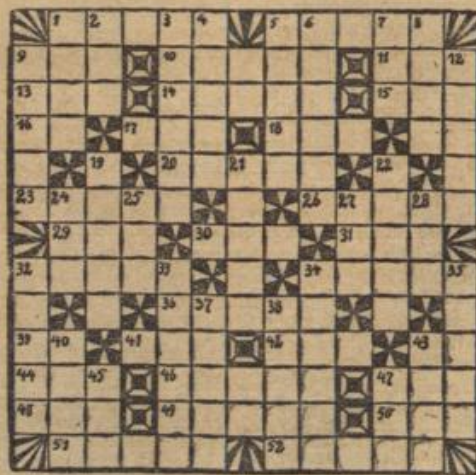
Zum Führer ist nur berufen, wem der Kopf nicht mit dem Herzen durchgeht.

Man mag vom Herzen die „Ordre“ empfangen, aber der Kopf muß sie ausführen.

Kopflös zu handeln aus Herzens Überfülle ist sicherlich schöner als herzlos zu handeln aus kalter Vernunft, aber Unüberlebensfähigkeit sollte sich darum nicht allzu siegesgewiß auf das Herz berufen.

Wenn ich liebe, muß ich nicht blind sein, noch weniger aber darf ich mich blind stellen.

Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1. Taufzeug. 2. Wiesengrund. 3. Männlicher Vorname. 4. Preußischer Schlachtfeld. 5. Pflanzpflanze mit fleischigen Blättern. 6. Geliebte des Simson. 7. Bad in Hessen-Kassel. 8. Waldrand. 9. Tischgerät. 12. Weiblicher Vorname. 19. Mineral. 21. Interpunktionszeichen. 22. Längenausmaß. 24. Nebenfluß des Rheins. 25. Göttin. 27. Tonart (musikalisch). 28. Felsen im Rhein. 32. Stodwerk. 33. Erfinder des Phonographen. 34. Photoapparat. 35. Deutscher Dichter. 37. Blume. 38. Freistaat. 40. Nebenfluß des Rheins. 43. Fluß im Harz. 45. Männlicher Vorname. 47. Farbe. — Waagerecht: 1. Europäische Hauptstadt. 5. Raubvogel. 9. Landesteil. 10. Wollgewebe. 11. Monat. 13. Göttin. 14. Vorbild. 15. Englische Anrede. 16. Musik-Vorzeichen. 17. Weiblicher Vorname. 18. Fremdwort für „über“. 20. Verwandter. 23. Flüssigkeitsmaß. 26. Weiblicher Vorname. 29. Papstname. 30. Behördliche Dienststelle. 31. Sagenhafte Heldenmutter. 32. Weiblicher Vorname. 34. Geometrische Linie. 36. Dichtung. 39. Präposition. 41. Weiblicher Vorname. 42. Afrikanischer Laufvogel. 44. Wie 9. 46. Rechnungsergebnis. 47. Europäische Hauptstadt. 48. Schwur. 49. Schlangenart. 50. Gedichtart. 51. Klosterbewohner. 52. Zinfinstrument.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 168: Waagerecht: 5. Reute. 7. Harz. 9. Enz. 10. Leu. 11. Gled. 13. Uema. 14. Lehre. 16. Rab. 18. Hagat. 21. Bober. 23. Natur. 25. Reg. 26. Mob. 27. Angst. 28. Sree. — Senkrecht: 1. Seele. 2. Chel. 3. Galle. 4. Krume. 6. Uni. 8. Ree. 12. Denar. 13. Urban. 15. Saaa. 17. Wonne. 18. Henje. 19. Rampe. 20. Rubel. 22. Beg. 24. Tor.